



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. * № 30.

Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wie? Willst du damit sagen, daß Mario Marini der Mörder Don Leonos sei?“ fragte der Staatsanwalt weiter.

„Die Madonna bewahre mich davor,“ erwiderte Agnelillo, „so etwas zu sagen, Excellenz, aber sie möge mich auch davor bewahren, zu sagen, er sei es nicht.“

„Nun weiter! Was thatest du, nachdem du Herrn Marini gesehen hattest?“

„Nichts, Eure Excellenz. Ich ging langsam durch die Villa Nazionale nach Hause, nach der Rampa di San Antonio, wo ich noch war, als mich die Guardia, die Sie beordert hatten, holte.“

„Du bist die ganze Nacht zu Hause gewesen?“

„Ja, Excellenz, sicher! Wo sollte ich denn sonst gewesen sein?“

„Schläfst du ganz allein?“

„Nein, ich schlafe mit der Hausbesorgerin, der alten Brigida, im Souterrain des Hauses.“

„Wer ist Brigida?“

„Eine Waschfrau, Excellenz, mit der ich schon seit meinen Kinderjahren ein und dieselbe Wohnung habe. Excellenz wissen, arme Leute, wie wir sind, können nicht viel Umstände machen.“

„Wie heißt die Brigida mit ihrem Familiennamen?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe ihn nie gehört. Aber Sie können sie jederzeit unter dem Namen Brigida an der Rampa di San Antonio erfragen.“

Es trat eine kleine Pause ein. De Felice schrieb sich etwas auf.

„Wenn Sie wünschen, Excellenz, so sende ich die alte Brigida selbst her,“ fuhr Agnelillo fort. Bei sich dachte er: „Und wenn sie dabei

etwas anderes sagt, als sie soll, so schlage ich ihr den Schädel ein.“

„Es wird darüber später Beschluß gefaßt werden,“ erwiderte de Felice, „jetzt nur noch eines. Du kennst den Laden und die Schlafstube Don Leonos genau, Agnelillo?“

„Den Laden wohl, Excellenz, ich war ja häufig genug dort. Aber in der Schlafstube war ich nie. Weiß auch nicht, wo sie sich befindet.“

„Sie liegt direkt oberhalb des Ladens, von wo eine kleine Wendeltreppe in das Mezzanino führt. Das Fenster, das von der Straße aus über dem Eingang zum Laden sichtbar ist, führt in das Schlafzimmer. Du hast doch das Fenster schon gesehen?“

„Jawohl, Excellenz, das Fenster schon, sonst aber nichts.“

„Nun also. Hältst du es für möglich, daß ein Mann in der Nacht von der Straße aus durch das Fenster einsteigen kann?“

„Nun noch ein Punkt. Die Leiche enthielt fast gar kein Blut. Sie muß also viel Blut verloren haben, und doch war nirgends im Laden, auf der Treppe oder im Schlafzimmer eine größere Blutspur zu entdecken.“

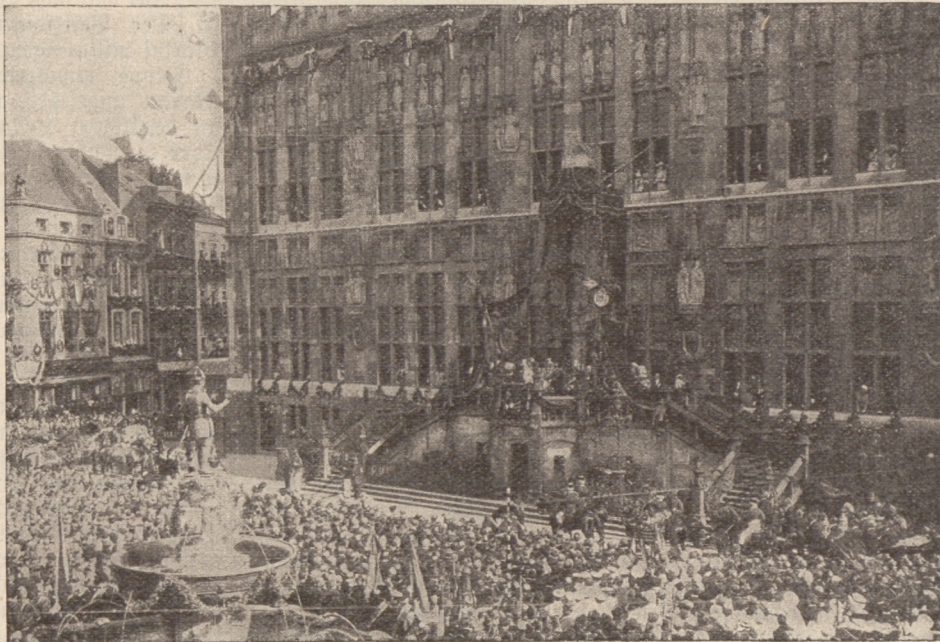
Agnelillo, der soeben noch ziemlich eifrig gewesen war, wurde plötzlich wieder erregter, seine Augen leuchteten auf, und seine Wangen röteten sich.

„O, Excellenza,“ rief er geschäftig, „ein alter Mann, der vor Geiz wochenlang hungert, wo soll der das Blut her haben? Ich weiß ganz bestimmt, daß Don Leone tagelang gar nichts aß. Wie wollen Sie, daß er da viel Blut haben soll? Ein Wunder wäre es gewesen, wenn er überhaupt welches gehabt hätte.“

Es waren noch mancherlei Punkte unklar für den Staatsanwalt, aber augenblicklich schien er zu abgelenkt zu sein, um weiteres vorzunehmen. Nachdem das Protokoll über Agnelillos Vernehmung fertiggestellt war, wurde dieser entlassen, und der Staatsanwalt schloß die Akten des Falles Ginzberti in seinen Schrank. Dann kleidete er sich um und ging fort. Unten im Vestibül des Gerichtsgebäudes blieb er wieder stehen und drehte sich eine Zigarette. Er schmachtete nach einigen Zügen Tabakrauch. Während er noch damit beschäftigt war, holte ihn sein Kollege Saturini ein, den er vorhin auf dem Korridor schon getroffen hatte.

„Nun?“ fragte dieser. „Haben Sie ihn?“

„Bah,“ antwortete de Felice leichthin, dann fügte er, die Rauchwolken durch die Nase blasend, etwas lebhafter hinzu: „Uebri-



Der Besuch des deutschen Kaiserpaars in Aachen: Huldigung der Bürgerhaft vor dem Rathaus. (S. 236)
Nach einer Photographie von Emil Kaiser in Dieren (Rheinland).

„Das käme auf einen Versuch an.“

„Wenn er den Querbalken am Eingang als Stützpunkt für die Füße benutzt?“

„Möglich ist alles, Excellenz.“

gens, lieber Kollege, das wird eine brillante Verteidigungssache. Sie sollten das Ihrem Bruder mitteilen.“

„Meinem Bruder? Dem Rechtsanwalt?“

„Ja. Er hat mir vor einiger Zeit gesagt, er möchte gern etwas haben, wodurch er sich vorteilhaft beim Publikum einführen könne. Das ist so eine Sache; wie gemacht für einen jungen Verteidiger, der sich einmal ohne viel Aufwand ordentlich ins Zeug legen will. Ich bitte Sie, ein Sohn aus verarmter Familie, der aus Liebe zu seinem Vater zum Mörder wird, an einem Wucherer, an einem Scheusal und so weiter. — Das muß ja die Leute zu Thränen rühren. Ich beantrage natürlich mindestens zehn Jahre Bagno, aber ich bin überzeugt, es kommen nicht mehr als zwei bis drei Jahre heraus. Welchen Triumph für die Verteidigung! Sagen Sie Ihrem Bruder, er solle sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Er wird bekannt und kommt zu einer einträglichen Praxis, er weiß nicht wie.“

Der andere lachte. „Diese wäre ihm jedenfalls zu wünschen, denn seine Zeitungsschreiber ist nicht weit her,“ antwortete er.

„Schreibt er noch immer für den „Corriere di Napoli?““

„Mein Gott, ja. Etwas muß er doch thun, solange er noch auf Klienten warten muß.“

„Sagen Sie ihm von der Sache, oder besser, schicken Sie ihn zu mir! Es wird eine große Sache, ich versichere Sie. Sie verhilft ihm zu einer Kundschaft. Er soll sich darum kümmern.“

Damit verließ de Felice, kleine Rauchringel vor sich hin blasend, das Haus.

Und in der Abendausgabe des „Corriere di Napoli“ stand die Notiz: „In der Untersuchungssache über die Ermordung des Pfänderverleihers Leone Giuberti, die einer unserer tüchtigsten Staatsanwälte, Herr Alberto de Felice, in Händen hat, hat heute bereits eine ganze Reihe Vernehmungen stattgefunden, die auch schon zu einer Verhaftung geführt haben. Hoffentlich gelingt es der unermüdbaren Thätigkeit unseres vorzüglichen Staatsanwaltes, Herrn de Felice, auch in diesem Falle, den Schuldigen zu ermitteln und die dunkle That klarzustellen. Wir werden unsere Leser über die Angelegenheit auf dem Laufenden erhalten.“

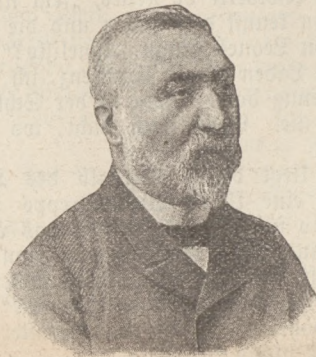
De Felice liebte solche öffentlichen Fanfaren über seine Thätigkeit. Er kaufte davon sogar mehrere Exemplare auf der Straße, strich die betreffende Stelle auffallend mit Blauktift an und schickte sie unter Kreuzband an seine Gönner und Freunde nach Rom, ins Justizministerium. Weiter hatte ja seine Thätigkeit keinen Zweck. So macht man Karriere.

15.

Die plötzliche Verhaftung des jungen Marini, dessen Familie schon durch den Konkurs seines Vaters in aller Leute Mund gekommen war, machte ein ungewöhnliches Aufsehen, und einige Tage sprach man in der ganzen Stadt von nichts als von dieser Angelegenheit. Staatsanwalt de Felice schien recht zu behalten, als er diesen Prozeß als eine „große Sache“ bezeichnete.

Vorläufig war das allgemeine Urteil dem jungen Manne nicht günstig. Mit der neugierigen Schwachhaftigkeit oberflächlicher, sensationslüsterner Leute verbreitete man sich über den Fall, und Mario erschien in dem Blicke eines auf schiefer Ebene stehenden jungen Mannes, der, einmal ins Fallen gekommen, nicht mehr zu retten war. Das Verbrechen leuchtete allen Leuten, die darüber sprachen, als die natürliche Folge einer Reihe unglücklicher Umstände ein. Nur einige wenige, die den jungen Mario genauer zu kennen glaubten, hielten ihn, je mehr das Urteil Fernstehender ebenso grausam wie leichtfertig ihn verdammt, mit um so größerer Entschiedenheit und Sicherheit für unschuldig.

Zu diesen gehörte in erster Linie sein Vater, der alte Commendatore Marini. Dieser hatte sich in der letzten Zeit doch bedeutend geändert. Die leichtfertige Gleichgültigkeit, die er bis noch vor ganz kurzer Zeit an den Tag gelegt hatte, die Zuversicht, mit der er den Leuten vorzumachen suchte, daß seine „Verlegenheiten“ nur vorübergehender Natur seien, daß er bald wieder der alte Marini sein werde, hatte den ihn Schlag auf Schlag treffenden Unglücksfällen nicht standzuhalten vermocht. Jetzt saß er oft stundenlang, düster und schwermütig vor sich hin starrend und ab und zu leise Worte murmelnd, zu Hause in seiner elenden Wohnung in der Via Palermo, und in seinem Aeußeren machte er einen erschreckenden Eindruck. Die kleinen Toilettemittelchen, mit denen er früher das heranahende Alter zu vertuschen pflegte, fielen jetzt fort, und in demselben Maße, wie nun auf seinem Gesicht die gelben und grauen Flecke, die tiefen Runzeln um die Augen, die eingefallenen Wangen, der öde, wie verglaste Ausdruck der Augen und all die Schatten des Alters, die schlottrige Gestalt und nachlässige, schäbige Kleidung zur Erscheinung kamen, in demselben Maße sah er nun auch seine inneren Fehler ein, die grenzenlose Verschwendungssucht, die ganze



Senator Combes,
der neue französische Ministerpräsident. (S. 236)

tolle, unvernünftig leichtsinnige Wirtschaft in seiner früheren Lebensführung, den frevelhaften Leichtsin, mit dem er seinen und seiner Kinder Ruin heraufbeschworen hatte; diese geradezu sündhafte Vernachlässigung der Zukunft, deren er sich schuldig gemacht, erschien nun immer deutlicher und klarer vor seinem Geiste. Unglück erzieht, und ihn hatte das Glück verzogen. Nun kam die fürchterliche, grausige Abrechnung. Er alt und hilflos, sein einziger Sohn des Mordes angeklagt und verhaftet, seine Tochter in ihren zartesten Träumen, in ihrem schönsten Glück betrogen, betrogen um Jugend und Hoffnung — das war das Resultat seiner früheren Hinlosigkeit. Er war ein Verbrecher an sich und seinen Kindern, Mario dagegen hielt er für unbedingt schuldlos.

Ein junger Mann, Rechtsanwalt Saturini, stand vor ihm. Er kam soeben von Mario, mit dem er im Gefängnis gesprochen hatte, und tröstete nun den Alten, so gut er konnte, um von ihm den Auftrag zur Verteidigung seines Sohnes zu erhalten. Er könne keinen Besseren finden, sagte er dem alten Marini, sein Bruder sei selbst Staatsanwalt, und er habe solche Beziehungen, daß er zuversichtlich glaube, dem Angeklagten die besten Dienste leisten zu können.

„Halten Sie meinen Sohn für unschuldig, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Marini ihn.

„Ich hoffe es zuversichtlich,“ erwiderte dieser. Marini war es ja ohne weiteres klar, daß Mario einen tüchtigen Verteidiger vor Gericht

jetzt nötiger brauche wie das tägliche Brot, und es wäre ihm auch recht gewesen, wenn Saturini die Verteidigung hätte übernehmen wollen. Aber, wie alle Neapolitaner, welche die Begriffe eines Advokaten und einer unendlichen Kostenrechnung nicht voneinander sondern können, fragte sich Marini auch, woher er die Summe nehmen solle, die Saturini verlangen könne. Er wußte sehr wohl, was für Rechnungen die neapolitanischen Advokaten zu machen pflegen, und hatte es sogar am eigenen Geldbeutel erfahren, gelegentlich eines Prozesses mit seiner Schwiegermutter, der nicht nur den ganzen Streitgegenstand verschlungen, sondern auch über diesen Betrag hinaus ganz erkleckliche Summen gekostet hatte.

„Und wieviel Kostenvorschuß würden Sie verlangen, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Marini deshalb vorsichtig. „Sie wissen, ich bin arm.“

„Haben Sie keine Sorge,“ antwortete Saturini, „mich reizt der Fall an und für sich, nicht das Geld. Ich würde Ihnen nur meine eigenen Auslagen anrechnen, also etwa dreihundert Lire.“

„Ich weiß aber auch nicht, wo ich diese hernehmen soll.“

„Mein lieber Herr Marini, ohne diese werden Sie sicherlich keinen Verteidiger für Ihren Sohn haben. Sie werden nicht verlangen wollen, daß ein Advokat die Kosten einer Verteidigung aus seiner eigenen Tasche, statt aus der des Angeklagten bezahlen soll, und wenn Sie es auch verlangen würden, es könnte niemand darauf eingehen trotz aller christlichen Nächstenliebe. Für nichts ist nichts.“

Peppa trat ins Zimmer. Marini war in letzter Zeit beflissen, vor ihr so viel wie möglich seine Verlegenheiten zu verbergen, und so sagte er auch jetzt, um sich vor ihr nicht bloßzustellen: „Gut, Herr Rechtsanwalt, ich werde für das Nötige sorgen.“

„Aber bald, Herr Marini. Die Hauptverhandlung dürfte vielleicht schon nächsten Monat stattfinden, und ich bedarf doch wenigstens einer Woche zu meinen Vorarbeiten.“

„Ich komme in den nächsten Tagen zu Ihnen, um die Sache zu regeln.“

Dabei blieb es vorläufig, und der Rechtsanwalt ging fort.

„Wer war das, Vater?“ fragte Peppa kurz. „Der Verteidiger Marios,“ antwortete Marini mit einem Selbstbewußtsein.

Peppa erwiderte nichts, und so blieb Marini ungestört, um über die Beschaffung der benötigten dreihundert Lire nachzudenken. Aber er mochte nachdenken, so viel er wollte, er wurde dadurch um keinen Soldo reicher. Er ging seine Bekannten durch, seine früheren Gäste und Freunde. Ja, solange er reich gewesen war, hatte er deren eine Menge, seitdem keinen einzigen mehr. Es gab keinen einzigen, bei dem auch nur die geringste Hoffnung vorhanden war, eine kleine Anleihe in der Not machen zu können. Er hatte schon mehrmals versucht, auf diese Weise einen Ausgleich, ein Arrangement herbeizuführen — nicht einen roten Heller hatte er aufstreifen können bei seinen sogenannten Freunden. Und was waren das für saure Gänge gewesen!

Marini war nicht schlecht. Er war ein leichtsinniger, aber gutherziger Mensch gewesen, der, solange er es konnte, mit vollen Händen gab. Um so empörender, um so entmutigender und niederschmetternder empfand er jetzt den kalten, rohen und herzlosen Egoismus der Leute, die früher bei ihm gepreßt und geschlemmt hatten auf seine Kosten, und nun, wo er in der Not war, mißtrauisch und weltklug sich von ihm zurückzogen, sich verleugnen ließen, wenn er bittend kam, oder ihn abweisen, grob und rücksichtslos wie einen Bettler. Und doch hätte er nochmals die saure Reise unter-

nommen, jetzt, wo es die Rettung seines Sohnes galt, wenn sie nur die geringste Aussicht auf Erfolg geboten hätte. Aber das war nicht der Fall. Marini seufzte und dachte daran, was ihm früher einmal Graf Massimo warnend zugerufen hatte: „Wer in Neapel am Boden liegt, steht nie wieder auf.“

Peppa betrachtete ihren Vater von weitem. Still und verschüchtert beobachtete sie sein Mienenspiel und schien zu erraten, was ihn marterte. Aber wie konnte sie helfen? Sie litt mit ihm. Das war alles, was sie konnte. Aber eigentümlich war es doch, wie die Not die einzelnen Glieder dieser Familie näher und näher aneinander schloß, wie sie duldsam untereinander wurden, was sie früher nie gewesen, wie sie über die kleinen Nöte und großen Sorgen des Lebens hinweg gegenseitig auf sich sahen, in Furcht und Angst, um des anderen Schicksal bangen und zitterten, was sie früher noch nie gethan. Der eigentliche Kitt des Familienlebens, das Zusammengehörigkeitsgefühl, war bei ihnen erst die Wirkung des Unglücks, der Not.

„Wohin gehst du, Peppa?“ fragte ihr Vater, als sie ihren Malkasten zusammenpackte.

„Nach — nach dem Postlippo, Vater.“

Sie vermied es, zu sagen, „nach Villa Marini“; so hieß nämlich die Besitzung immer noch, obgleich sie nicht mehr das Eigentum eines Marini war.

„Peppa,“ sagte ihr Vater wieder, „du könntest wohl —“ dann stockte er.

„Was denn, Vater?“ fragte sie.

„Du könntest wohl einen Brief an Herrn Obermeyer mitnehmen.“

Marini sagte sich, daß Obermeyer ein Fremder, ein Deutscher sei, die in Neapel allgemein für sehr gutherzig galten. Er bedauerte, wegen Unkenntnis der Sprache nicht mündlich mit Obermeyer verhandeln zu können, aber sein Schreiben würde dieser doch wohl verstehen. Die Deutschen verstehen ja alles.

„Ja, Vater,“ antwortete seine Tochter kleinlaut. Sie mußte schon, was in dem Schreiben stehen würde, aber was sollte sie machen? Es galt die Rettung Marios, die Rettung aller. Denn das sah das junge Mädchen wohl ein, daß der einzige Rettungsanker für die ganze Familie die Freisprechung ihres Bruders sei. Erfolgte diese nicht, wurde er verurteilt, so waren sie alle gebrandmarkt, gezeichnet, verstoßen. Niemand — auch Giuliano nicht — würde mit ihnen zu thun haben mögen, und — sie hatten recht! Wem durften sie zu nahen wagen mit diesem Rainszeichen?

„Wieviel hat dir Fräulein Obermeyer schon für dein Bild vorausbezahlt?“ fragte ihr Vater wieder.

Peppa sah in einem kleinen Büchelchen, das sie aus der Tasche zog, nach.

„Hundertundzehn Lire,“ antwortete sie.

„Ist das viel?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich meine, ob ich vielleicht noch drei-

hundert Lire —“ er stockte wieder. Peppa schnürte verlegen an ihrer Mappe herum. Was sollte sie sagen? Es handelte sich um ihr Bild. Sie wollte und konnte keinen Preis dafür machen. Außerdem war es noch nicht fertig, und sie hatte noch nie für Geld gemalt, nie daran gedacht, es je zu thun oder thun zu müssen.

„Es ist für Marios Verteidigung, Peppa,“ sagte ihr Vater.

„So thu's, Vater. Es bleibt nichts anderes übrig.“

Dann setzte er sich hin und schrieb den Brief. Peppa wartete so lange. Endlich war er fertig, und sie wollte gehen. Da traten ihr aber doch die Thränen in die Augen.

bei dem früher ihr Bruder stand, und bei dem Giuliano jetzt noch war.

O, sie kannte diese Uniform so genau, hatte sie so lieb! Jede Naht an ihr, jeder Stern und jeder Streifen war ihr vertraut. Sie sah mit halbem Auge hin nach der Gruppe. Sie kannte die Offiziere alle beim Namen. Sie waren ja so oft bei ihrem Vater in der Villa Marini gewesen. Da war der Sohn des alten und reichen Herzogs von Orli, ihr den Rücken zuehend saß da der Capitano Cesare Balafri und ihm gegenüber, das Gesicht ihr zuwendend — Graf Giuliano de Mattei! Er hatte sie gesehen, wie sie ihn auch bemerkte, eine Sekunde lang ruhten ihre Augen sogar ineinander, dann — wendete er sich rasch ab und sprach mit jemand, der hinter ihm saß. Ihr war, als ob sie zu Eis erstarrten müßte — er wollte sie nicht sehen!

Das war das erste sichere Zeichen, daß auch er sich von ihr gewendet, daß auch er sie verlassen hatte. Daß er seit der Verhaftung ihres Bruders nicht mehr nach der Villa Marini kam, um sie zu sehen, das hatte sie auf irgend eine Zufälligkeit geschoben und sich damit getröstet. Jetzt konnte sie das nicht mehr, jetzt sah sie, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte — oder konnte. Er hielt also ihren Bruder auch für einen Mörder? Die arme Peppa überließ es heiß und kalt. So tief hatte sie also das Elend und fremde Schuld gestürzt, daß ein ehrlicher Mann nichts mehr von ihr wissen wollte und durfte?

Damals, als sie in der Dämmerung mit dem Messer in der Hand auf ihn gewartet, in der Chiaja, weil sie in ihrer Eifersucht glaubte, er würde mit der Santina di Roccafecca spazieren fahren und dieser zärtliche Worte zuflüstern, damals hätte sie bei einer gleichen Erkenntnis wie heute unfehlbar zugestoßen. Sie hätte ihn gebrandmarkt für seine schimpfliche, verräterische Treulosigkeit. Heute durfte sie das nicht mehr. Oder sollte sie das thun, weshalb man ihren Bruder angeklagt hatte? Beschämt, mit wundem Herzen, zum Tode traurig, schlich sie vorbei, schluchzend,

mit Thränen im Auge — der goldene Traum der treuen Liebe war vorbei, gestorben im Gewühl der Welt. Er hatte recht — es ging nicht mehr!

Sie war plötzlich zum Umsinken müde und konnte sich kaum noch weitererschleppen. So trat sie, nicht weit von der Porta Nolana, in eine Kirche ein — in die Chiesa di San Rocco, zum heiligen Rochus, wo sie bleich und halbtot vor Kummer und Unglück, zerschlagen und zerschunden von einem grausamen Schicksal am Altar des Heiligen zusammenbrach.

Die Kirche war künstlich verdunkelt, die hellen, blendenden Sonnenstrahlen durch dunkle Vorhänge abgesperrt, eine heilige Ruhe herrschte darin, die nur unterbrochen wurde durch eine alte Frau, welche schluchzend und laut weinend vor einem Bilde der Madonna lag und in der Weise beschränkter Leute laut betete:



König Georg von Sachsen. (S. 236)

Nach einer Photographie von Otto Mayer, Kopphotograph in Dresden.

Mit dem ganzen Ungestüm ihres südlichen Temperaments, krampfhaft schluchzend, warf sie sich ihrem Vater an den Hals, küßte ihn zärtlich und flüsterte endlich leise: „Nicht wahr, Vater — du — du erwartest mich hier?“

Die Frage klang so sonderbar, daß er das junge Mädchen fragend ansah. Hatte sie etwa von Mario erfahren, was damals zwischen ihm und dem Sohne vorgefallen war? Fürchtete sie, er würde wieder zum Revolver greifen und, sich feig davonstehend, seine Kinder in der Not verlassen? Auch ihm waren die Augen feucht, als er endlich fest und ruhig erwiderte: „Geh beruhigt, Peppa, ich verlasse euch nicht.“

Dann ging sie fort, die Via Palermo hinauf, an dem Bahnhofsgelände vorbei und den Corso Garibaldi hinunter. Vor einem Rastcafé saß rauchend und plaudernd eine Gruppe Offiziere von demselben Regiment,

„Heilige Madonna, vergiß nur die Nummern nicht, 17, 21 und 47 habe ich gesetzt, und laß mich einen Terno gewinnen. Du weißt, wie notwendig ich das Geld brauche, und die kleine Mariuccia stirbt ganz gewiß, wenn ich ihr nicht regelmäßig die Medizin kaufen kann. 17, 21 und 47, heilige Madonna, vergiß doch die Nummern nicht!“

Dabei rannen der armen alten Frau die heißen Thränen über die gelben Wangen, in der Sorge, daß die Madonna doch die Nummern vergessen könne, die sie kürzlich im Lotto gesetzt hatte.

Und Peppa lag auf den Steinplatten, die nach dem Altar des heiligen Rochus*) hinaufführten. Kein Laut entfloß ihren bleichen Lippen, aber sie betete innerlich: „Warum kann ich ihn nicht vergessen, heiliger Rochus, warum muß ich ihn immer und immer lieben mit der ganzen Kraft und Blut des Herzens? Mein Herz ist krank und wund, die Liebe macht mich unglücklich und elend. Töte mich, heiliger Rochus, oder laß mein Herz gesund sein. Was soll ich auf der Welt ohne ihn? Alles ist tot und kalt, wo er nicht ist, häßlich und jammervoll. Laß mich sterben, heiliger Rochus, laß mich doch sterben. Ich will nicht mehr länger leben!“

Es giebt kein Volk, dessen Wünsche und Leidenschaften ungestümer und überwältigender auflodern, als das neapolitanische. Und dieser Wirbelwind der Leidenschaft sucht eben seinen Ausdruck bald auf diese, bald auf jene Weise.

Als Peppa in der Villa Marini endlich doch ankam, saß Marianne am Piano und sang traurig, mit weicher gemüthsreicher Stimme ein Lied:

„Glücklich, wenn erblüht
Der Prüfung Schmerz im Leben,
Er wird ihm süße Frucht
Und kühlen Schatten geben.“

Aber Peppa verstand das nicht. Das war deutsch. Und sie hätte es wahrscheinlich auch nicht begriffen, wenn man es ihr übersetzt hätte. Ihre Empfindungsart war nicht gemacht für die milde Blume des Trostes im Unglück. „Entweder — oder“ lautete das Stichwort ihrer Leidenschaft.

„Ein Brief an meinen Vater?“ fragte

*) San Rocco gilt im Volk in Neapel für den Beschützer heimlich Liebender.

Marianne etwas erstaunt, als Peppa ihr den Brief des Vaters gab.

Peppa nickte stumm.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der Besuch des deutschen Kaiserpaars in Aachen galt hauptsächlich dem Münster und dem

hättnisse Algeriens erstattete, wurde er 1895 Unterrichtsminister. Nach dem jüngst erfolgten Rücktritt Waldeck-Rousseaus wußte Präsident Loubet keinen geeigneteren Mann zu finden, um das neue Kabinett zu bilden, als Senator Combes, der die ihm gestellte Aufgabe löste und den Vorsitz im Ministerium übernahm. — König Georg von Sachsen, der seinem verstorbenen Bruder, dem König Albert, auf dem Throne folgte, ist am 8. August 1882 zu Dresden geboren, also bereits 70 Jahre alt, doch noch recht rüstig. Auch er gehört zu den Helden des großen Krieges von 1870/71. In der furchtbaren Schlacht von Saint-Privat führte er als Generalleutnant seine Infanteriedivision persönlich zum Sturm auf den heiß umstrittenen Ort. Er besitzt das Eisene Kreuz erster Klasse und ist Generalfeldmarschall im deutschen Heere. Aus seiner Ehe mit der Infantin Maria Anna von Portugal (starb bereits 1884) sind fünf Kinder entsprossen; der älteste Sohn Friedrich August (geboren 25. Mai 1865) ist jetzt Kronprinz von Sachsen.

Rückkehr vom Markte in der Provence.

(Mit Bild.)

In südlichen Frankreich kann man Reiterinnen, wie unser Bild eine darstellt, in der Nähe der kleinen Städte oft begegnen. Die Maultiere vermitteln in der Provence den Handelsverkehr zwischen den kleineren Städten und ihrer ländlichen Umgebung; die Bauern und ihre Töchter bringen mit ihrer Hilfe die Erzeugnisse des Bodens, den Ertrag ihrer Milchwirtschaft zu Markte. Auf dem Heimweg ist dann der große Quersack wesentlich erleichtert. Körbe und Kannen sind leer; die paar Pakete mit allerhand in der Stadt eingekauften Bedarfsgegenständen nehmen nicht viel Platz weg. So bietet der breite Rücken des Tieres auch Raum für die Reiterin.

Ausnehmen von Raubvogelnestern in Norddeutschland.

(Mit Bild auf Seite 237.)

In den Küstengegenden Norddeutschlands finden sich in alten und abgelegenen Forstbeständen viele Niststätten von Raubvögeln, für deren Abschluß Prämien ausgesetzt sind. Man nimmt auch die Nester aus, wo man kann. Einen solchen Vorgang zeigt unser Bild. Während der junge Forstmann, der die knorrige Eiche erklimmen hat, im Begriff ist, die Eier auszunehmen, steht der Förster mit der Büchse im Anschlag, um die etwa aus der Höhe zur Verteidigung ihres Nestes herabstößenden Raubvögel zu erlegen.

Der Teufelsdamm.

Von Mr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

An den Teufelsdamm auf der Strecke Stade-Cuxhaven, die wir im Jahre 1869 bau-



Rückkehr vom Markte in der Provence. Nach einem Gemälde von L. Mayan.

Nathause, das nach schweren, durch Alter und Feuer erlittenen Schäden jetzt wiederhergestellt ist und zu Ehren der hohen Gäste von oben bis unten im Schmucke grüner Kränze und Gewinde prangte. Im alten Krönungsfaale wurden die Majestäten von der Stadtvertretung empfangen, und der Bürgermeister bot dem Kaiserpaar einen Willkommenstrunk. Sowohl beim Eintritt in das Gebäude, wie beim Austritt aus demselben brachte die auf der Straße harrende Menge dem Kaiserpaar stürmische Huldigungen dar. — Der neue französische Ministerpräsident, Senator Combes, ist am 6. September 1885 zu Roquecourbe geboren, studierte Medizin, ließ sich als Arzt in Pons nieder und wurde dort 1875 zum Bürgermeister, 1879 zum Generalrat, 1886 auch in den Senat gewählt. Infolge der vorzüglichen Berichte, die er über das Unterrichtsbudget und über die Ver-

ten, werden alle denken, die damit zu thun gehabt haben. Lieber hätten wir eine neue Bahn durch die Sahara gebaut, als die vier-

hundert Meter, die der Teufelsdamm beanspruchte.

Der nördliche Teil der Provinz Hannover

ist zum Teil bedeckt mit Mooren, welche einem Bahnbau große Schwierigkeiten entgegensetzen. Ganz abscheulich aber wird die



Ausnehmen von Raubvogelnestern in Norddeutschland. (S. 236)

Geschichte, wenn man beim Bau der Bahn auf Hindernisse stößt, wie sie das Teufelsmoor bot.

Dieses zog sich als schmaler Moorstrich viele Meilen lang dahin, es war an einzelnen Stellen tausend, an anderen fünfhundert, an

der schmalsten Stelle, wo wir es überschreiten wollten, nur vierhundert Meter breit, aber an eine Umgehung war nicht zu denken. Als

wir nach dem Dorfe Stubben in der Nähe des Teufelsmoores kamen und uns dort für den Bahnbau niederließen, schüttelten die Leute die Köpfe. Sie erklärten, es würde uns niemals gelingen, das Teufelsmoor zu durchkreuzen, denn es sei launenhaft und unberechenbar. Zu gewissen Zeiten könne man es mit Pferd und Wagen passieren, und man merke nur an dem Hin- und Herschwanke des Bodens, daß man sich auf einem Moore befinde, zu anderen Zeiten sei es aber so gefährlich, daß selbst ein darübergendes Kind spurlos versinke. Das Moor sei in einer beständigen Wanderung begriffen, die oberen Schichten zögen sich unmerkbar von Ost nach West und die unteren gleichzeitig von West nach Ost. Wenn die Schichten an dem Endpunkt des Moores angelangt seien, dann ginge die obere nach unten und mache den Weg wieder zurück und umgekehrt. Sie stützten ihre Behauptung auf die Erfahrung. Es sollten Dinge, selbst Leichen von Vieh, die vor Jahren an weit entfernten Orten im Moor verschwunden und unzweifelhaft bis auf den Grund des Moores gelangt waren, wieder an ganz anderer Stelle an der Oberfläche erschienen sein.

Wir hatten schon manche schlimme Moorstrecke überwunden und fürchteten uns auch nicht vor diesen vierhundert Meter. Wir untersuchten das Moor sehr sorgfältig und fanden es nicht so schlimm, wie wir es uns gedacht hatten. Die Eingeborenen behaupteten allerdings, das Moor habe jetzt wieder seine gute Laune.

Wir prüften erst die Tragfähigkeit des Moores und fanden, daß auf verhältnismäßig kleiner Strecke mehrere Menschen stehen konnten, nur schwankte der Boden wie bei einer Schaukel. Dann begannen wir die ersten Bohrungen zur Feststellung der Tiefe. Bei dieser Gelegenheit allerdings zeigten sich uns schon die Lücken des Moores. Die Bohrungen waren ganz wertlos, denn nicht einen Tag lang hatte das Moor unten dieselben Bestandteile. Man bohrte manchmal zwei Meter tief und kam auf festen Boden, wenige Meter daneben war das Moor grundlos; am nächsten Tage aber, wenn man die Bohrlöcher wieder kontrollierte, war das erste Bohrloch grundlos und die herumliegenden schienen auf festen Boden heruntergetrieben zu sein.

Unser bester Helfer bei diesen schwierigen Arbeiten war August. Er kannte jeden Winkel des Moores, hatte einen sehr geübten Blick für das Schätzen von Entfernungen und orientierte sich sehr schnell selbst in mit Busch bewachsenem Gelände. August war ein sechzehnjähriger Bauernjunge, ein Nichtsnutz, wie sein Onkel und Vormund sagte. Letzterer war ein Bauer, mit allen Vorzügen, aber auch aller Schroffheit und Rauheit des friesischen Charakters, der mit Zähigkeit am Althergebrachten hängt. August war das Kind seiner Schwester, die mit einem fremden Mann nach Holland gegangen war und sich dort verheiratet hatte. Die Schwester war damals von der Familie verstoßen worden, weil sie einen Fremden heiratete, und als sie nach dem Tode ihres Mannes arm und krank mit dem kleinen August zurückkehrte, fand sie nur widerwillige Aufnahme im Hause ihres Bruders. Als sie dann starb, wurde August von seinem Onkel erzogen. Aber der Junge paßte absolut nicht zum Bauern. Er konnte stundenlang träumen, wenn er im Freien war, sich ergötzen an allen Kleinigkeiten, die die Natur ihm bot, und unterdessen ging vielleicht eine Kuh in das Moor und ertranke. Der Onkel hielt den Knaben infolgedessen sehr streng und suchte ihn mit Gewalt zum Bauern zu machen, trotzdem ihm selbst der Lehrer und der lebenskluge Geistliche davon abrieten.

Der störrische Bauer beharrte jedoch darauf, daß sein Nefse die Landwirtschaft erlerne. Wie mir August erzählte, hielt er nur aus, weil er wußte, daß er nach Zurücklegung eines gewissen Alters Soldat werden müsse. Er war fest entschlossen, alsdann nicht wieder auf den Hof des Onkels zurückzukehren, sondern Soldat zu bleiben, wenn sich ihm nicht während seiner Dienstzeit in der Stadt irgend etwas anderes biete.

Ich hatte August kennen gelernt, als ich das Moor allein beging, wobei ich ihn beim Viehhüten traf. Ich fragte ihn um Auskunft und war überrascht über die kurzen und genauen Antworten des Burschen. Ich fragte ihn, ob er mich nicht führen könnte, und er war sofort dazu bereit. Ein anderer Hirtenjunge übernahm die Aufsicht über sein Vieh, und August leistete mir vortreffliche Dienste. Am nächsten Tage fand er sich freiwillig bei uns ein und bot seine Führerdienste an, die ohne weiteres angenommen wurden. Gegen Mittag kam indes sein Onkel und wollte den Burschen vor unseren Augen durchprügeln und fortschleppen. Wir litten das nicht, sondern machten dem Manne klar, daß August für uns von großem Werte sei; er könne bei uns fortan gegen Bezahlung Dienst thun, auch August selbst bat den Onkel flehentlich, bei uns bleiben zu dürfen. Dieser ließ sich denn auch bewegen, uns den Jungen gegen Tagelohn in Dienst zu geben.

Niemand war glücklicher als August, der schon am Nachmittag als Kettenträger verwendet wurde und sich höchst anstellig und geschickt zeigte; auch sonst als Bote, landeskundiger Führer und selbst als Koch im Barackenlager machte er sich äußerst nützlich.

Wir organisierten eine besondere Kolonne von Arbeitern unter zwei der tüchtigsten Schachtmeister und begannen den Damm durch das Moor aufzuschütten. Mit Rücksicht darauf, daß der Baugrund sehr unsicher war, legten wir die Basis des Damms doppelt so breit an, als dies sonst üblich war. Als die ersten hundert Karren Sand und Kies aufgefahren waren, machten wir eine eintägige Pause, um durch eingeschlagene Pfähle genau zu untersuchen, ob sich der verhältnismäßig kleine Sandberg bewege oder verschiebe. Das Moor stand aber ganz fest, und das machte uns Mut. Wir verdoppelten die Kolonnen und ließen Karren auf Karren Sand, eingeschlagene Steine, sowie fetten Boden heranschaffen. Unser Mut wuchs, als wir sahen, wie fest der Damm hielt. Die Leute aus Stubben schüttelten zwar die Köpfe und behaupteten, wir würden noch unser Wunder erleben, aber die genauesten Messungen und Untersuchungen erwiesen, daß der Damm so fest stand, als sei er auf Felsboden aufgeschüttet. Aus meilenweiter Entfernung kamen die Landleute und Gutsbesitzer herbei, um sich das Wunder anzusehen.

Uns allen fiel mit dem ersten Erfolg eine Last vom Herzen. Wir ließen die anderen Arbeiten liegen und beschloßen, den Damm mit großer Geschwindigkeit durch das Moor zu ziehen, denn wenn er erst mit seinen beiden Enden auf festem Boden lag, bekam er gewissermaßen Halt in sich selbst. Das sonst so stille Moor widerhallte von Arbeitsgeräusch, von früh bis spät bewegten sich auf den Laufbrektern Hunderte von Arbeitern, Karren schiebend, dicht hintereinander her, und der Damm rückte in voller Breite und Höhe schon bis in die Mitte des Moores vor. Wir ließen keine Voricht außer acht, untersuchten ihn täglich, beobachteten alle Marken, die wir uns gelegt hatten, um zu sehen, ob eine Verschiebung nach rechts oder nach links stattfinde, aber der Damm stand mauerfest.

Als wir eines Morgens wieder zeitig nach der Arbeitsstelle hinausgingen — ich habe mir den Tag genau gemerkt und werde ihn niemals vergessen, es war der 16. Mai — war der Damm vollständig verschwunden. Das Moor hatte ihn verschlungen mitsamt den Schiebkarren und dem Arbeitszeug. Die klugen Leute aus Stubben lachten, und wir standen ratlos vor dem Unglück.

Wir stellten sofort Bohrversuche an, aber so tief wir auch die Erdbohrer in das Moor hineinstießen, wir fanden nicht eine Spur von dem Damm.

Die Untersuchung seitens der Vorgesetzten ergab, daß uns nicht die mindeste Schuld treffen konnte. Wir hatten es eben hier mit einem Boden zu thun, dem gegenüber selbst die Kunst der Ingenieure machtlos war. Es wurden lange Beratungen gehalten und endlich beschloßen, den Bau des Damms wieder aufzunehmen. Gebaut werden mußte der Damm, oder die ganze Eisenbahnlinie kam in Frage. Ueberbrückbar war das Moor nicht, es blieb also nichts übrig, als die Sache noch einmal zu versuchen.

Wir gingen diesmal noch vorsichtiger zu Werke. Es sollte erst fester Grund und Boden in diesem Moor geschaffen werden, deshalb wurden als Basis des Damms Kalk- und Sandsteine verwendet. Die Steine hatten eine Größe, durch die sie auf den Namen Felsblöcke Anspruch bekamen und wurden mit großen Kosten herbeigeschafft. Sie verschwanden auf Nimmerwiedersehen, nachdem wir schon ganze Lastzüge voll davon versenkt hatten.

Endlich bemerkten wir aber doch, daß wir festen Boden bekamen. Wir trugen probeweise auf einer Strecke von fünfzig Meter auf der künstlichen Felsenbasis Sand auf, und die Sache hielt. Mit riesigen Kosten und großer Beschleunigung wurde jetzt der Bau über das ganze Moor fortgesetzt, und der Damm vollendet. Die gesamte übrige Bahn wurde unterdessen fertiggestellt, der Teufelsdamm war die letzte Strecke.

August war noch immer unser „Unter-Ingenieur“, wie er scherzhaft genannt wurde, und eines Tages war er zu mir gekommen, mich flehentlich zu bitten, ich möchte doch für ihn ein gutes Wort bei seinem Onkel einlegen, damit dieser ihn auch nach Abschluß der Arbeiten am Teufelsdamm beim Eisenbahnbau belasse. Ich hatte gesprächsweise einmal geäußert, daß wir Ingenieure gleich nach Beendigung dieser Bahnstrecke zu einer anderen Bahn im Osten Deutschlands übergehen würden, um dort neue Strecken zu bauen. August bat mich nun dringend, ihn mitzunehmen, da er es daheim doch nicht aushalten würde. Ich versprach, seinen Wunsch zu erfüllen.

Endlich war also der Teufelsdamm fertig. Wir begannen in Gegenwart sämtlicher höheren Vorgesetzten mit den Belastungsproben. Es wurden zuerst sogenannte Rollwagen, hoch mit Sandsäcken beladen, auf den Damm gebracht und lange stehen gelassen; dann beide Geleise gleichzeitig belastet; man belastete den ganzen Damm, dann wieder besonders schwer einzelne Stellen. Unterdessen beobachteten wir sorgfältig an den angebrachten Verschiebungsmarken eine etwaige Bewegung des Damms, aber unsere Beforgnisse waren überflüssig. Der Damm stand felsenfest.

Und doch schlug uns das Herz, als zum erstenmal eine Lokomotive darüber ging, und wahrscheinlich war dem Lokomotivführer und seinem Heizer auch nicht allzu wohl zu Mut. Indes der Damm hielt, er zeigte nicht die geringste Schwankung, selbst die schweren Regengüsse im Herbst hatten ihn nicht in

seiner Festigkeit erschüttert. Ueber die schwierigen Arbeiten war nämlich schon der Herbst herangekommen. Schwere Arbeits- und Lastzüge gingen noch zur Probe hinüber, dann konnten wir melden, daß unser Werk fertig sei, und daß der polizeilichen Abnahme der Strecke nichts mehr im Wege stehe. Diese wurde mit außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt und fiel glänzend aus: wir Ingenieure heimsten große Lobspprüche wegen des vorzüglichen Baues ein, und für den übernächsten Tag wurde die Eröffnung der ganzen Strecke angekündigt. Die Direktion aber veranstaltete in Stubben für die Arbeiter, die Ingenieure und alle Beamten, die mit dem Bahnbau zu thun gehabt hatten, ein Fest.

Der erste Zug, der am frühen Morgen schon gegen fünf Uhr fahrplanmäßig kam, sollte festlich empfangen werden, dann nach Anbruch des Tages ein Festakt mit den Arbeitern stattfinden, an den sich dann eine Landpartie nach einem benachbarten See, an dem eine große Moorcolonie lag, anschließen sollte. Dort sollten Tanzvergüügen stattfinden, die Arbeiter gespeist werden, und den Schluß der Festlichkeit ein Feuerwerk bilden. Dasselbe wurde in der nächsten Stadt bestellt, und da kein Feuerwerker zur Hand war, und die Kosten zu groß geworden wären, um einen derartigen Fachmann kommen zu lassen, beschloßen wir Ingenieure, das Feuerwerk selbst loszulassen.

Am Tage vor der Eröffnung erhielt August den Befehl, die Feuerwerkskörper aus der Stadt zu holen. Er versah sich zu diesem Zwecke mit einem Tragkorbe, und ich schärzte ihm noch besondere Vorsicht ein, obgleich dies bei dem anstelligen und pflichtgetreuen Jungen kaum nötig war. In der Frühe zog August, mit seinem Tragkorbe auf dem Rücken, nach der zwei Meilen entfernten, nicht an der Bahn gelegenen Stadt. Er konnte nachmittags gegen sechs Uhr leicht wieder zurück sein.

Wir hatten mit den Vorbereitungen zum Fest außerordentlich viel zu thun, und ich dachte den ganzen Tag nicht an August. Als er aber gegen neun Uhr abends noch nicht zurück war, wurde ich ängstlich und schickte ihm zwei zuverlässige Leute entgegen. Sie kamen gegen Mitternacht zurück und brachten mir eine tragikomische Nachricht.

Der arme August hatte wie immer alles auf das gewissenhafteste besorgt. Auf dem Rückwege hatte ihn ein starker Regen überfallen, und da er fürchtete, daß trotz der sorgfältigen Verpackung die Feuerwerkskörper leiden könnten, war er in eine am Wege liegende Moorschenke eingetreten. Dort fand er zwei Bauern aus der Moorcolonie, ferner ein paar Fuhrleute, die ebenfalls vor dem Regen Unterkunft gesucht hatten, und den Wirt vor. August setzte sich beiseiden in eine Ecke und trank ein Glas Dünmbier. Die Leute in solch einer entlegenen Kneipe sind immer neugierig und unterhalten sich gern. Sie stellten auch an August eingehende Fragen über das Woher und Wohin und über den Inhalt seines Tragkorbes. August, der sich wohl geschmeichelt fühlte, hielt einen großen Vortrag über das Feuerwerk. Die Bauern, die Fuhrleute und der Wirt wurden sehr neugierig und wollten durchaus die Feuerwerkskörper sehen. Sie hatten ja schon manches von einem Feuerwerk gehört, aber noch niemals hatten sie derartige „Dinger“ in der Hand gehabt. August wollte erst nicht darauf eingehen, aber endlich gab er nach und machte sich daran, mit aller Vorsicht die Feuerwerkskörper den Leuten zu zeigen.

Es war an diesen festverschmürten Papphülften nicht viel zu sehen, August ließ sie

herumgehen und suchte ihren Zweck nach bestem Wissen zu erklären. Das größte Interesse erregte bei den Bauern eine Anzahl „Frösche“, die bekanntlich, wenn angezündet, mit lautem Gefnatter feuersprühend im Zickzack hin und her springen. Das fanden die Leute äußerst komisch und merkwürdig, und einer von ihnen bat endlich August, doch ein solches Ding einmal loszulassen, damit man sich selbst davon überzeugen könne.

August wäre wahrscheinlich nicht auf diesen Vorschlag eingegangen, aber der Händler in der Stadt hatte ihm für seinen Privatgebrauch ein paar „Frösche“ gewissermaßen als Trinkgeld geschenkt. Er nahm daher einen der kleinen Feuerwerkskörper aus seiner Tasche, zündete ihn an und ließ ihn in der Stube herumspringen. Die Gäste und der Wirt flohen auf die Bänke und Tische und jubelten, als der „Frosch“ wirklich wie ein lebendes Wesen hin und her sprang.

Aber dieser „Frosch“ war eine heimtückische Bestie. Nachdem er vier- oder fünfmal in der Stube herumgesprungen war, gab er sich einen mächtigen Schwung und fuhr mitten in den Tragkorb hinein, der die Feuerwerkskörper enthielt. Einen Schrei des Schreckens stieß August aus, und dann stürzte er auf den Tragkorb zu, um den Uebelthäter womöglich noch herauszuholen. Aber es war schon zu spät, Feuer sprühte ihm entgegen, und binnen wenigen Augenblicken war das ganze Kneipzimmer eine wahre Hölle. Die gesamten Feuerwerkskörper waren in Brand geraten, es erhob sich ein entsetzliches Knallen und Krachen, die Fensterscheiben zerprangen, das Mobiliar geriet in Brand — alles flüchtete schreiend ins Freie. Als endlich der letzte Knall verhallt war, wagten sich die Leute in die brennende Stube hinein, und mit einigen Kübeln Wassers gelang es, das Feuer zu löschen. Dagegen war der Schaden an Material und Mobiliar, an Gläsern, an mit Schnaps gefüllten Flaschen, die zu Grunde gegangen waren, ziemlich groß.

August war verschwunden. Der Wirt und seine Gäste gerieten in Streit darüber, wer an dem Unglück schuld sei, und das Schlussergebnis war, daß die Gäste den Wirt durchprügelten, weil er von ihnen Schadenersatz verlangte.

Mit dieser Nachricht kamen die beiden Boten, die ich nach August geschickt hatte, zurück. Ihnen war die Sache komisch vorgekommen, mir war um August bange, der arme Junge hatte gewiß aus Angst vor Strafe das Weite gesucht.

August war in seiner Verzweiflung in den Wald gelaufen, in der unklaren Absicht, sich um jeden Preis zu retten. Das Unglück, das ihn getroffen hatte, schien ihm riesengroß. Ersatzpflichtig war er für die verbrannten Feuerwerkskörper, das Feuerwerk konnte nun überhaupt nicht mehr stattfinden, und der Dinkel mußte für ihn eintreten und das Geld bezahlen. Noch schlimmer aber war es, daß er wahrscheinlich auch für das in der Schenke ausgebrochene Feuer verantwortlich gemacht wurde. Nein, das konnte er nicht ertragen, lieber wollte er auf und davon gehen. Er war jung, intelligent, es würde sich wohl irgendwo in der Welt ein Platz für ihn finden. Er beschloß also, an die See zu gehen und dort auf einem Schiffe Dienste zu nehmen. Er wußte, daß man es in Seehäfen mit Papieren nicht so genau nahm, er wollte zu Fuß nach Bremen, von dort aus kam er schon weiter.

Er riß aus dem Notizbuch, das er bei sich trug, ein Blatt Papier, schrieb darauf nieder, was ihm begegnet war, und schickte

mir und den anderen Ingenieuren die herzlichsten Grüße. In seinem Notizbuch befand sich auch noch ein Briefumschlag, in diesen steckte er den Brief hinein, adressierte ihn an mich, und dann beschloß er, ihn dem nächstgelegenen Bahnwärter an die Hausthür zu stecken.

Die Nacht brachte August im Walde zu. Dann schlief er sich in der Dunkelheit des Novembertorgens nach dem nächsten Bahnwärterhaus und steckte den Brief hinter die Thürklinke. Nun hatte er seine Absicht erreicht und beschloß, sich auf die Beine zu machen.

Am Bahndamm entlang wollte er bis zur nächsten Station laufen, dort von dem Gelde, das er bei sich trug, etwas zu essen kaufen und dann den Weg nach Bremen nehmen.

Er lief an dem Bahndamm entlang, so rasch es bei der Dunkelheit ging, und zum letztenmal passierte er den Teufelsdamm. Ihm, der jeden Weg und Steg kannte, war es auch in der Dämmerung möglich, neben dem Damm durch das Moor den Weg zu finden. Als er in der Nähe des Teufelsdammes war, beeilte er sich, denn er sah, wie Signale für einen Zug gezogen wurden, und wie die Bahnwärter durch Blasen das Kommen desselben anmeldeten.

August war bei dem ganzen Personal bekannt und wollte sich natürlich von den Leuten nicht sehen lassen. Er fürchtete, sein Dinkel könne Jagd auf ihn machen, wenn er erfuhr, August sei noch in der Gegend. Er eilte daher, so rasch er konnte, auf das Moor zu, und bald bewies ihm das Schwanken des Bodens unter seinen Füßen, daß er den unsicheren Boden neben dem Eisenbahndamm betreten habe.

Plötzlich hatte er die Empfindung, als ob er von einer unsichtbaren Gewalt von unten her einen Stoß erhalte, und dann fühlte er, daß das Moor wellenförmige Bewegungen machte, auch Wasser drang plötzlich auf die Oberfläche hervor, so daß sich August mit einem Sprung auf den Teufelsdamm rettete. Raum hatte er einige Schritte weiter gemacht, so sah er plötzlich Schienen frei in die Luft ragen, und als er seine Augen noch weiter aufriß und in die Dunkelheit hinausspähte, entdeckte er, daß ein großes Stück des Teufelsdammes soeben wieder versunken war. Daher die wellenförmige Bewegung des Moorbodens, daher der Stoß, den August erhalten hatte. Wie weit der Damm versunken war, konnte er in dem unsicheren Licht der Morgendämmerung nicht erkennen. Auch war das vorläufig gleichgültig. August dachte nur an den Zug, der herankam. Fuhr dieser ohne Kenntnis des Unglücks auf den Damm, so war er verloren. August lief, so schnell er vermochte, zurück, dem Bahnwärterhaus zu, das er soeben verlassen hatte. Er wollte den Bahnwärter warnen und ihn veranlassen, das Haltesignal zu geben.

Schon aber tönte das Rollen des Zuges durch den Wald von oben her. Bald sah August auch die feurigen Augen der Lokomotive: es war unmöglich, noch bis zum Bahnwärterhäuschen zu gelangen.

Wenn August dem Zuge entgegenlief und im Vorbeifahren dem Lokomotivführer etwas zuschrie, so war es doch schon zu spät. Der Zug konnte nicht mehr zum Stehen gebracht werden. Es war überhaupt sehr unsicher, ob der Lokomotivführer das Schreien und Rufen Augusts hörte, ob er ihn überhaupt beim Vorbeifahren sah.

Seine ganze Kraft nahm der mutige Bursche zusammen und stürzte dem Zuge entgegen, so weit wie er konnte, dann warf er sich entschlossen auf die Schienen. Er wußte, daß der Lokomotivführer in dem Augenblick bremsen würde, in dem er in dem Lichtkegel der vor-

deren Lokomotivlaterne einen Menschen auf den Schienen liegen sah.

Grausen und Entsetzen packte August doch, als er die Erschütterung des Erdbodens hörte, als er das Rasseln und Brausen des Zuges vernahm. Er sah sich plötzlich selbst im Bichtegel der auf weite Entfernung leuchtenden Lokomotivlaterne, aber der Lokomotivführer schien ihn nicht zu bemerken.

Jetzt hörte er endlich die gellenden, rasch aufeinanderfolgenden Pfliffe der Lokomotive, hörte das Bremsen, aber er blieb liegen, um den Lokomotivführer auch zum Gegendampfgaben zu veranlassen. Er blieb liegen, obgleich er schon die Nähe der Lokomotive empfand. In dem Augenblick erst, als die Lokomotive nur noch wenige Schritte von ihm

entfernt war, sprang er auf und schrie dem Lokomotivführer, der wütend nach ihm aus- sah, fein: „Halt! Halt!“ zu.

Der Zug stand, das Rettungswert war gelungen.

Ich lag im unruhigen Schlummer und träumte allerlei verrücktes Zeug vom Feuerwerk, vom Teufelsdamm und der Eröffnung, als ich durch ein Stimmengewirr und durch ein Geräusch, wie es ein großer Menschenhaufen verursacht, aus meinen Träumen erweckt wurde. Als ich aus der Baracke trat, in der ich wohnte, sah ich im Morgengrauen Hunderte von Arbeitern, und auf den Schultern trugen sie August, den Helden des Tages.

Sie brachten ihn zu mir, und August er-

klärte unter Thränen: er würde es nie wieder thun. Er meinte natürlich das Feuerwerk anzünden und nicht das Retten von Hunderten von Menschenleben.

Die Eröffnungsfeier fand nur teilweise statt. Die vorhandenen Gß- und Trinkvorräte für die Leute, die nun einmal zu der Festlichkeit angeschafft waren, wurden preisgegeben, aber der Ausflug unterblieb. Das Feuerwerk wäre so wie so überflüssig gewesen. August gab natürlich alle Fluchtgedanken auf, ich sprach mit seinem Onkel, erklärte ihm, daß ich für jeden Schaden aufkommen würde, daß aber auch die Eisenbahnverwaltung Pflichten gegenüber August habe, weil er ein großes Unglück verhütet hatte.

Wir nahmen nach acht Tagen den Bau

Humoristisches.



Gewissenhaftigkeit.

Aber, Männchen, wenn du Hunger hast, so is doch noch ein Brötchen.

Berühmter Professor: Kann ich nicht. In meiner Lebensbeschreibung steht, daß ich nur ein Brötchen täglich zum Kaffee esse.



des Teufelsdammes nochmals auf. August blieb bei uns. Noch dreimal ging uns der Teufelsdamm zum Teil zu Bruch, dann endlich hielt er. Unterdessen aber war der Winter vergangen, und das Frühjahr wieder herangekommen. Ich hatte die Wintermonate wahrgenommen, um auf Augusts Onkel so lange einzureden, bis er diesem nach Schluß des Baues gestattete, freiwillig in der nächsten Artilleriegarnison zum Dienst einzutreten.

Eine Reihe von Jahren nachher habe ich August noch einmal als wohlbestallten Oberfeuerwerker wiedergesehen, und als wir zusammenfassen, erinnerten wir uns seines ersten Feuerwerks, das er so unfreiwillig abgebrannt hatte, und des glücklichen Zufalls, zu dem dieses Feuerwerk geworden war. Wäre August auf der Flucht nicht zufällig in der Nähe des Teufelsdammes gewesen, als dieser einstürzte, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Zug in das Moor gestürzt und dabei kaum ein Menschenleben übrig geblieben wäre.

So kann auch ein unfreiwilliges und unbeabsichtigtes Feuerwerk sein Gutes haben, das heißt, wenn es das Schicksal will.

Bilder-Rätsel „Medusenhaupt“.



In dem Nachlasse eines Liebhabers für Seltenheiten fand man die oben abgebildete Medaille. Die räthelhafte Inschrift in derselben ergibt bei richtiger Entzifferung den Namen einer Frau, die Anteil nahm an den Wirren der großen französischen Revolution, aus welcher Zeit jene Medaille stammt. Wie lautet die Inschrift?
Auflösung folgt in Nr. 31.

Charade. (Dreißilbig.)

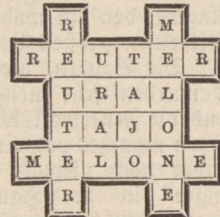
Wie war mein holdes Frauchen einst bescheiden:
Die schlichte erste, die den Fisch geschmiedt,
Und ein paar Strophen meiner Lehren be iden,
Die haben immer sie beglückt!

Doch jetzt, wie lautet täglich ihre Bitte?
„Karl, kauf're diesmal nicht, und sei so gut:
Die heiß ersehnte erste, zweit' und dritte
Kauf' mir für meinen neuen Sonntagshut!“

Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29:

des Bilder-Rätsels: Wenn auch alles bricht, Hoffnung läßt uns nicht;
des Homogramms:



Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.